

Sozial sensibles Handeln bei Professionellen. Von der sozialen Lage zum Habitus des Gegenübers

Jan Weckwerth

1 Einleitung: Soziale Sensibilität im professionellen Handeln

In den vergangenen drei Jahrzehnten hat sich der Fokus der Professionssoziologie zunehmend von der Suche nach Indikatoren, welche eine möglichst trennscharfe Grenze zwischen Professionen und ‚gewöhnlichen‘ Berufen gewährleisten sollten, entfernt. Gestiegen ist zugleich das Interesse an der Professionalisierung als *Prozess*, sowohl genereller theoretischer Natur als auch empirisch für bestimmte Berufsgruppen. In diesem Zusammenhang gewann die Analyse der Inszenierung von Professionalität in der Interaktion zwischen Professionellen und Klienten bzw. Patienten an Gewicht, etwa bezüglich der Art der Problemdiagnostik oder der Kommunikation des – gemeinsam – zu beschreitenden Lösungswegs.

Dieser Paradigmenwechsel lässt sich als Verlagerung von einer statischen ‚Definitionsschlacht‘ zu einer Perspektive auf Mechanismen begreifen, unter deren Einfluss sich Berufe oder Berufsgruppen professionalisieren – oder als professionell(er) perzipiert werden. Doch auch für solch augenscheinlich dynamischere Ansätze ist ein soziologisches Desiderat zu konstatieren: Professionelle und Klienten wurden oftmals lediglich als Rollenträger im Interaktionsprozess wahrgenommen und verhandelt, nicht aber als Individuen mit unterschiedlicher sozialer ‚Ausstattung‘. Zwar wurde die vom Professionellen zu leistende Transformation der ‚diffusen Schilderung‘ des Klienten in das zu bearbeitende Problem einer Analyse unterzogen, eine Integration der differierenden Schilderungen des gleichen oder zumindest ähnlichen Problemtyps bei verschiedenen Klienten und die Konsequenzen dieser Erkenntnis auf Seiten des Professionellen erfolgte dabei jedoch nur selten (vgl. etwa Pfadenhauer 2003). Somit fand eine Reduktion auf die Beratungs- oder Konsultationssituation sowie deren Muster oder *pattern* statt ohne genügende Berücksichtigung der Einflüsse, die sich aus der gesamten Lebenswelt der Akteure ergeben. Kurzum: Es mangelt an soziologisch basierter Binnendifferenzierung für Professionelle *und* Klienten.

Zwar beschäftigte sich insbesondere die pädagogische Professionsforschung auch mit schematischen Unterteilungen von Professionellen desselben Berufs anhand ihrer eingeschlagenen Lösungswege und Verfahren oder ihrer Einstellung zur Lösungssuche mit bzw. für den Klienten, beispielsweise Deutungsmus-

tertypen bei Volksschullehrern (vgl. Streckeisen/Hänzi/Hungerbühler 2007; 2009), Aneignungsmodi bei Sozialpädagogen (vgl. Gieseke 1988; 1989) oder berufliche Habitusformationen aus biographischer Perspektive bei Sozialarbeitern (vgl. Thole/Küster-Schapfl 1997). Eine systematische Bezugnahme auf die Modelle der sozialen Ungleichheit blieb gleichwohl zumeist unterbelichtet. Dabei dürfte wohl unstrittig sein, dass die soziale Lage bzw. die zur Verfügung stehenden Ressourcen, aber auch die akteursspezifischen Dispositionen (wie etwa im Habituskonzept Pierre Bourdieus ausgeführt) eine kaum zu unterschätzende Wirkung auf das Handeln der beteiligten Personen sowie den Verlauf der Interaktion zwischen ihnen entfalten (können). Für die Klienten beträfe dies so unterschiedliche Bereiche wie die Art der Problemschilderung, das Verhältnis zur Autorität des Experten, Existenz und Natur des (Nach-)Fragens, aber auch grundlegend die Bereitschaft, überhaupt (und ab welchem Moment) ‚Hilfe‘ in Anspruch zu nehmen. Diese und weitere Überlegungen müssten entsprechend bereits fallspezifisch in die Inszenierung des Professionellen mit einfließen.

Bezüglich des Auftretens des Professionellen wurde in der professionssoziologischen und -pädagogischen Forschung auf Grundlage von Ulrich Oevermanns revidierter Professionalisierungstheorie ein so genannter beruflicher oder professioneller Habitus konturiert, der den Umgang mit Klienten, aber auch den professionellen Wissensbeständen und der Profession selbst in jeweils professionseigener Weise ‚rahmt‘ (vgl. grundlegend Oevermann 2001a; 2001b). Fraglich bleibt allerdings, ob dieser eine geeignete Kategorie für eine nach sozialen Strukturierungen vorgenommene Differenzierung des Professionellen-Klienten-Verhältnisses ist – also ob er sich überhaupt der Illustration von sozial sensiblen professionellem Handeln (in welcher Form auch immer) verschreibt.

Während die Rolle des Professionellen und die Interaktion mit dem Klienten zumindest noch wesentliche Bestandteile professionssoziologischer Forschung darstellen, gerät der Klient meist nur als einheitlicher, idealtypischer – wenn überhaupt mit mehreren Handlungs- und Reaktionsoptionen versehener – Akteur in den Blick. So wird zwar die Asymmetrie des Verhältnisses zwischen Professionellen und Klienten aus verschiedenen Perspektiven und durchaus auch mit verschiedenen Implikationen für die Praxis untersucht (vgl. etwa Daheim 1992; Achenbach/Winkler-Calamasius 1992; Pfadenhauer 2003; di Luzio 2005), verglichen werden aber kaum die gesellschaftlich induzierten Asymmetrien im Klientenverhalten selbst dem Professionellen oder der Situation gegenüber – ebenso wenig wie die daraus potentiell erwachsenden Umgangs- oder Bewältigungsstrategien für den Professionellen.

Dabei wird gerade in jüngerer Zeit darauf hingewiesen, dass gerade die angemessene Berücksichtigung des sozialen ‚Backgrounds‘ des Klienten als Zeichen von Professionalität zu betrachten und als Erwartung zumindest an be-

stimmte Professionen heranzutragen sei (vgl. etwa Cleppien 2004; Kessl/Otto 2012). In einigen Professionen, etwa der Sozialen Arbeit,¹ sollte es sich letztlich um eine Selbstverständlichkeit handeln, zumindest die soziale (oder Lebens-) Lage des Klienten in die professionelle Handlungslogik zu integrieren, in anderen ist die diesbezügliche Sensibilität als eher gering zu vermuten.

Aber was bedeutet dies konkret für die Interaktion zwischen Professionellem und Klienten? Welche Rolle kann die Bewusstmachung der sozialen Lage – oder des Habitus – des Gegenübers überhaupt im Professionellen-Klienten-Verhältnis einnehmen und inwieweit wird so ein effizienteres professionelles Handeln gefördert? Der vorliegende Beitrag wird dies folgendermaßen beleuchten: Zunächst soll das Konzept des professionellen Habitus daraufhin untersucht werden, ob hiermit bereits ein geeignetes Instrumentarium zur Abbildung sozial sensibler Interaktion existiert; schließlich handelt es sich um eines der wenigen Konzepte, welches den Begriff des Habitus – und damit eine potentielle Differenzierung bei Professionellen oder Klienten – explizit integriert. Dazu sind ein Abgleich mit dem Bourdieuschen Habituskonzept sowie eine Diskussion etwaiger Differenzen unerlässlich (Kapitel 2). Im Anschluss wird die erwünschte Berücksichtigung einer diffusen sozialen Lage (bzw. einer Lebenslage, eines sozialen Milieus o. ä.) im Professionellen-Klienten-Verhältnis erörtert (Kapitel 3.1). Nach einem kursorischen Abriss zum Konzept der sozialen Lage (Kapitel 3.2) folgt die Applikation der gewonnenen Einsichten auf die Interaktionssituation (Kapitel 3.3). In einem letzten Schritt sollen die Konsequenzen dieser Applikation für ein ‚richtiges‘ sozial sensibles Handeln diskutiert werden (Kapitel 4).

2 Der professionelle Habitus: Grundlage sozial sensiblen Handelns?

Nach Oevermanns (u.a. 1983; 1996; 2002; 2005) Ansatz liegt die Funktion von professioneller Tätigkeit in der stellvertretenden Krisenbewältigung durch den Professionellen (bzw. aus Klientenperspektive in der stellvertretenden Deutung seiner Probleme) auf der Basis von „routinisiertem Wissen“ (Oevermann 2005,

¹ In diesem Rahmen soll nicht debattiert werden, inwieweit es sich bei der Sozialarbeit um eine Profession im eigentlichen Sinne handelt. Verwiesen wird auf die jeweils grundlegenden Ausführungen zur Semi-Profession (vgl. Etzioni 1969; Toren 1972), zur bescheidenen Profession (vgl. Schütze 1992), zur Professionalisierungsbedürftigkeit (vgl. Oevermann 2002), zur misslungenen Professionalisierung (vgl. Peters 1970) sowie zur Deprofessionalisierung (vgl. Olk 1986). Allgemeiner zur Professions- und Professionalisierungsgeschichte vgl. insbesondere Merten/Olk (1996); Kessl/Otto (2012).

23). Für den Professionellen entsteht dabei die Diskrepanz zwischen seinem Wissens- und Regelbestand und dem Fall, auf den dieser konkret appliziert werden soll (vgl. auch Pfadenhauer 2003). Eine rein standardisierte – an anderer Stelle spricht er von „ingenieurialer“ (vgl. Oevermann 2002; 2005) – Anwendung des Wissens scheitert an der Spezifität der Krise, welche zwangsläufig nicht-standardisierbare Elemente in sich birgt. In diesem Aufeinandertreffen von wissenschaftlich-deduktiver und fallbezogener hermeneutischer Kompetenz lokalisiert Oevermann den Kernwiderspruch professionellen Handelns.

Damit nun weder eine abstrakt-technologische Anwendung des wissenschaftlichen Wissens noch eine potentiell unendlich ausdehnbare ganzheitliche Fallanalyse (als Extrempole) im Handeln des Professionellen die Oberhand gewinnen, verschafft der professionelle Habitus einen Ausgleich oder (besser:) eine Verbindung dieser Anwendungsmöglichkeiten und wirkt auf diese Weise handlungs(an)leitend (vgl. auch Dewe/Ferchhoff/Radtke 1992; Becker 2005; Becker-Lenz/Müller 2009; Koring 1989; 1992; 1996). Etwas vereinfachend ausgedrückt verhandelt der professionelle Habitus für den Professionellen also Theorie und Praxis oder Wissen und Können *im* vorliegenden Einzelfall.

Damit allein ist allerdings noch wenig Aussage über den konkreten Charakter sowie die Situierung des professionellen Habitus getroffen. In dieser Hinsicht lässt sich eine gewisse Uneindeutigkeit verzeichnen, sowohl Inhalt und Wirkungsweise des Konzepts betreffend als auch in Bezugsetzung zum Habitus nach Bourdieu.

Letzterer ist – mit einer der ‚klassischen‘ Definitionen ausgedrückt – ein „sozial konstituiertes System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen, das durch Praxis erworben wird und konstant auf praktische Funktionen ausgerichtet ist“ (Bourdieu/Wacquant 1996, 154). Diese Dispositionen fungieren dabei als „Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen“ (Bourdieu 1987, 98). Der strukturierte Anteil der Dispositionen ist durch in ihn eingehende Erfahrungen ausgezeichnet. Die soziale Lage und die objektiven Lebensbedingungen der Sozialisationssituation (also meistens des Elternhauses) sowie die dominanten Teilungsprinzipien des sozialen Raums (etwa reich/arm, männlich/weiblich etc.) werden von Beginn an in den Akteur eingeschrieben und bestimmen so Struktur und Grenzen der Wahrnehmung (vgl. insb. Bourdieu 1982).

Der Habitus determiniert aber nicht als rein passives ‚Rezeptionsorgan‘ der gesellschaftlichen Strukturen die künftigen Lebensäußerungen des Akteurs, sondern wirkt seinerseits strukturierend. Er generiert *aktiv* aus seiner strukturierten Struktur distinktive Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata. Diese lassen sich zu Lebensstilen bündeln, welche von anderen Akteuren im sozialen Raum oder in den einzelnen Feldern als voneinander abweichend klas-

sifiziert werden. Denn zwischen diesen habituell geprägten Handlungsweisen besteht eine systematische, aber nicht unbedingt in sich logische Beziehung. Aufgrund der gemeinsamen Genese im Habitus lässt sich eine „Abstimmung der Praktiken“ verzeichnen (Bourdieu 1987, 111; vgl. weiter Barlösius 2004): „[W]ie einer spricht, tanzt, lacht, liest, was er liest, was er mag, welche Bekannte und Freunde er hat usw. All das ist eng miteinander verknüpft“ (Bourdieu 1989, 25). Über diese Bündelung bzw. Klassifizierung als ‚zueinander passend‘ erhalten die verschiedenen Praxisformen einen sozialen Sinn, nämlich das Anzeigen sozialer Unterschiede oder Distinktionen. Schon aus diesem Grund erscheint die Extraktion eines bestimmten Habitus-, Parts‘ – etwa des professionellen Habitus – als generell problematisch (vgl. auch Krais/Gebauer 2002). Der Habitus lässt sich also heuristisch als Verhandlungsinstanz zwischen den objektiven Lebensverhältnissen und dem konkreten Handeln des Akteurs begreifen.

Oevermann (2001a; 2001b) grenzt sein Habitusverständnis explizit von Bourdieu ab und postuliert eine Trennung zwischen der Habitusformation und den so genannten (sozialen) Deutungsmustern. Deutungsmuster sind hiernach kognitive Bewusstseinsstrukturen, die verbindliche Antworten oder Reaktionen auf objektive Probleme des Handelns bereitstellen. Sie weisen eine gewisse Ähnlichkeit zur sozialpsychologischen *Einstellung* auf, sind aber stärker kollektiv durch Milieu und Lage geformt. Zudem beruhen sie im Wesentlichen auf kognitiven Strukturen unter weitgehendem Ausschluss affektiver und emotiver Komponenten (vgl. Oevermann 2001a). Deutungsmuster reagieren als ursprüngliche Krisenlösungen auf elementare Problemstellungen einer milieuspezifischen Alltagspraxis, organisieren den Blick auf alltägliche Entscheidungen und das vorhandene (oder benötigte) Wissen und lassen sich somit als „Theorien‘ der Alltagserfahrung“ (Oevermann 2001b, 10) begreifen. Auch gesamtgesellschaftlich dominant wirkende ideologische Formationen oder Programme, etwa die protestantische Ethik oder die Maximen der Leistungsgesellschaft, stellen letztlich – wohlgemerkt grundlegende – Deutungsmuster dar (vgl. ebd.; weiterhin Wagner 2001).²

Im Vergleich hierzu sind die Habitusformationen tiefer in die Subjekte eingeschrieben und beinhalten im Wesentlichen auch affektive und emotive Elemente. Sie zeichnen sich durch eine stärkere Prägung der psychischen Entwicklung, ihrer Aufladungen und Motive aus und lassen sich daher weniger im Bereich der ‚bewussten Kontrollierbarkeit‘ ansiedeln. Entsprechend weisen Habi-

² Dies allein demonstriert einen wesentlichen Unterschied zur Sozialstruktur Bourdieus: Solch räumlich wie zeitlich umfassende gesellschaftliche Großdiskurse wären eher in der grundlegenden Verfasstheit des sozialen Raumes zu verorten.

tusformationen eine höhere Stabilität gegenüber Umwelteinflüssen aus. So kann von einem individualisierteren Charakter des Habitus im Kontrast zu den Deutungsmustern ausgegangen werden; demgemäß misst Oevermann (2001a) den Deutungsmustern auch eine stärkere milieuhabhängige Variierung bei – also letztlich genau das, was bei Bourdieu eben den Habitus (und daraus abgeleitet die Wahrnehmungsschemata und letztlich die Lebensstile) der Akteure strukturiert.

Während die exakte Abgrenzung von Deutungsmustern und Habitusformationen auch für Oevermann eher ‚gradueller‘ Natur ist,³ betrachtet er Lebensstile als strukturelles Gegenteil von Deutungsmustern und erst recht (sic!) von Habitusformationen (vgl. noch expliziter Wagner 2001, 83-86). Diese seien – mehr oder weniger autonome – „Muster der Selbstdarstellung“, welche auf der Motivation zur Exklusivität bzw. zur Abgrenzung von der ‚Masse‘ beruhen (vgl. Oevermann 2001a, 49f.). Oevermanns Lebensstilbegriff bewegt sich mit der Herausstellung der faktisch freien Wahlmöglichkeiten in deutlicher Nähe zu „Entstrukturierungsmodellen“ (Konietzka 1994), nach denen Lebensstile sich von den objektiven Lebensbedingungen entkoppeln, so als relativ eigenständig betrachtet werden und selbst handlungsleitenden Charakter annehmen können (vgl. etwa bei Lütke 1990; Hörning/Michailow 1990; Hörning/Ahrens/Gerhard 1996; in der „Multioptionsgesellschaft“ nach Peter Gross (1994); tendenziell auch in den Milieus der von Gerhard Schulze (1992) veranschlagten „Erlebnisgesellschaft“). Bourdieu hingegen akzentuiert gerade die Verengung und subsequente Ausrichtung dieser Wahlmöglichkeiten qua klassenspezifischem Habitus.

³ Oevermann (2001a) illustriert den Unterschied zwischen Habitusformationen und Deutungsmustern exemplarisch an Kanuten, die ihr Hobby in einem ökologisch sensiblen Biotop betreiben. Während sich alle befragten Kanuten einig waren, dass die Natur schützenswert sei (‚Deutungsmuster-gleichheit‘), wiesen einige von ihnen die Verantwortung für die von ihnen verursachte Naturgefährdung von sich (keine ausreichende Information, keine Verbotsschilder), andere dagegen reagierten durchaus schuldbewusst und sahen ihre fehlende Sensibilität im Umgang mit der Natur ein (‚Habitusformationsdifferenzen‘).

Dieses Beispiel trägt m. E. nicht zur Entwirrung der Begrifflichkeiten bei. Bei dem Ideologem der ‚schützenswerten Natur‘ könnte es sich auch schlicht um eine oberflächlich-pragmatische Aussage handeln, ebenso könnte sie in der Befragungssituation (sowie auch allgemein) als sozial erwünscht identifiziert worden sein oder sich um eine Art ethischen Code der Kanutencommunity handeln. Ohnehin wären die Deutungsmuster noch weniger tief in die Subjekte eingeschrieben, als Oevermann dies selbst an anderer Stelle postuliert.

Ob der Umgang mit – in diesem Zusammenhang als durchaus fundamental einzuordnender – Kritik an der konkreten Ausübung des Hobbys das beste Beispiel für differente handlungsleitende Schemata des Habitus ist, darf ferner bezweifelt werden.

Grundsätzlich ist nach Meinung des Autors eine solche Verortung der Deutungsschemata *neben* dem Habitus – und nicht etwa von ihm generiert oder zumindest anderweitig abhängig wie die Wahrnehmungs- oder Bewertungsschemata bei Bourdieu – insofern als problematisch zu betrachten, als dass eine derartige partielle Autonomie auf einen gewissen Kohärenzmangel des Konzepts hindeutet – erst recht, wenn man überdies die *absolute* Autonomie der Lebensstile einbezieht. Eine solche Konturierung dreier inhaltlich verwandter, aber independenten Systeme führt beinahe zwangsläufig zu Abgrenzungs- und Kausalitätsproblemen. Auch Werner Thole und Ernst-Uwe Küster-Schapfl (1997), die sich in ihrer Untersuchung näher an Bourdieus Habituskonzept orientieren, unterliegen so beispielsweise dem Irrtum einer Unvereinbarkeit von Deutungsmuster- und Habitusanalyse, wenn sich die von ihnen genannten Inhalte der Deutungsmuster auch auf diverse Lebensstilausprägungen, also „Repräsentationen“ oder „Versinnbildlichungen“ des Habitus (vgl. Barlösius 2004, 135) beziehen.⁴

Schon in der Betrachtung des Habitus bei Oevermann im Kontrast zu Bourdieu lassen sich erste Erkenntnisse für eine Konkretisierung des professionellen Habitus erzielen. So ist dieser gleich zweifach als partikulareres Konzept zu betrachten; nicht nur im Sinne eines ‚Teil-Habitus‘, sondern auch bezüglich der inhaltlichen Ausgestaltung des Habitus generell in Abgrenzung zu den Deutungsmustern.

Betrachten wir den professionellen Habitus noch einmal genauer: Er funktioniert offenbar in oben genannter Weise zur Eingrenzung und Komplexitätsreduktion professionsspezifischer Probleme, die sich aus den Spannungen zwischen Professionswissen und den wenig standardisierbaren Fällen ergeben. Alltagspraktisch fördert der professionelle Habitus also einen routinisierten Umgang mit den lebensweltlichen Krisen der Klienten, so dass nicht jeder Fall den Professionellen vor die gleichen methodischen wie handlungslähmenden Unsicherheiten stellt. Nach Bernd Dewe, Wilfried Ferchhoff und Frank-Olaf Radtke ist der professionelle Habitus „Ausdruck einer von der Zunft geteilten Berufskultur“ (Dewe/Ferchhoff/Radtke 1992, 87), welche personenunabhängig ein „Handlungsdispositiv“ (ebd.) zur Wirklichkeitskonstruktion und Praxisorganisation andient.

⁴ Allerdings muss in diesem Kontext erwähnt werden, dass die Autoren explizit darauf verweisen, dass die Verwendung der Begriffe Habitus und Deutungsmuster nicht „scharf sozialwissenschaftlich begriffsexakt“, sondern im „forschungspragmatisch[en]“ Sinne erfolgt (vgl. Thole/Küster-Schapfl 1997, 24).

Daneben – oder damit?⁵ – wirkt der professionelle Habitus als Element einer professionellen ‚Kunstlehre‘, in die nach Oevermann neben dem ‚Wissen‘ das Erlernen eines bestimmten Umgangs im Rahmen der praktischen Berufserfahrung eingeht (vgl. Oevermann 2000; Nadai/Sommerfeld 2005). Letztlich ist dies nichts anderes als die – wenig innovative – Integration des impliziten Wissens in das professionelle Handeln, die Berücksichtigung des *to do how* neben dem *to do what* – was den professionellen Habitus wiederum in der Nähe des allgemeinen Kompetenzdiskurses verortet (vgl. dazu etwa Pfadenhauer 2003; Sander 2010).⁶

Zugleich beeinflusst der professionelle Habitus im Kontext professionellen Handelns auch professionsintern konkrete Arten des Zugangs zum Gegenstand; so entwirft etwa Heike Schulze (2009) in familiengerichtlichen Konflikten je nach grundlegender Prioritätensetzung einen traditionell-juristischen „institutions-entscheidungs-zentrierten“ Habitus und einen „friedensstiftenden“ „kind-zentriert-zweckorientierten“ Habitus.

Allein diese kursorische Auflistung illustriert die diffuse Menge an Erscheinungsformen, die dem professionellen Habitus zugesprochen werden, respektive in deren Verbindung der Begriff Verwendung findet. Thole und Küster-Schapfl (1997, 23f.) fassen auf einen sozialpädagogischen Habitus bezogen folgendermaßen zusammen:

„Soziale und pädagogische Deutungsmuster und Verstehensprozesse, Handlungspläne und -muster, Anpassungszwänge und Autonomieverlangen, handlungsleitende Routinen und Ideologien, präverbale und körpersprachliche Skripten.“

Augenscheinlich wird die Uneindeutigkeit zusätzlich durch die Verwendung des in der Untersuchung zuvor vom Habitus abgegrenzten Begriffs ‚Deutungsmuster‘ (vgl. ähnlich in der Definition bei Dewe/Ferchhoff/Radtke 1992).

Doch selbst wenn man einen solchen hypothetischen Unterschied zwischen Habitus und Deutungsmustern konstruiert, muss an dieser Stelle betont werden, dass der professionelle Habitus in der einschlägigen Forschung kontradiktorisch zu Oevermanns theoretischen Ausführungen kaum etwas mit internalisierten systemischen Strukturen oder ontogenetisch tief sitzenden Dispositionen der

⁵ Der Zusammenhang zwischen Berufskultur bzw. -routine und professionellem Stil ist m. E. zu unscharf herausgearbeitet.

⁶ Oevermann verwendet im Zusammenhang mit der Kunstlehre auch den – leicht tautologischen – Begriff der individuellen Handlungskompetenz. Kompetenz ist allerdings außerhalb von Handlungszusammenhängen grundsätzlich nicht denkbar (vgl. Sander/Weckwerth 2014).

Akteure gemein hat. Da die diesbezügliche habituelle Prägung ja frühestens in der (Hochschul-)Ausbildung beginnen kann, wenn der professionseigene Zugang auf das zu bearbeitende Problem gefestigt wird,⁷ unterliegt sie wesentlich dem so genannten Hysteresis-Effekt, also der ‚Trägheit‘ des Habitus (vgl. insb. Bourdieu 1982; Bourdieu/Wacquant 1996). In solch kurzen und biographisch späten Phasen nach dem Hochschuleintritt oder gar mit den ersten Schritten im Beruf kann sich der Habitus *aller* Studierender bzw. Berufstätiger nicht mehr entsprechend vereinheitlichend umformen (vgl. Schmitt 2010; Sander/Weckwerth 2013).⁸

So bewegt sich der professionelle Habitus inhaltlich vielmehr im Bereich professionsspezifischer Handlungsnormen und Orientierungshilfen. Der für den habituellen Einfluss entscheidende Umgang mit diesen bzw. die Darstellung dieser bleibt im Wesentlichen ausgeklammert.

Weiterhin – wie es bereits in der Auflistung von Thole und Küster-Schapfl implizit anklingt – scheint der professionelle Habitus auch Elemente eines ethischen (Berufs-)Codes zu inkludieren. Diese können als Instrumente zur ‚Ethisierung‘ des professionellen Tätigkeitsbereichs dienen, also der Proklamierung einer Gemeinwohlorientierung oder des Schutzes gesellschaftlich zentraler Werte. Neben der höherwertigen Ausbildung und dem geschützten Arbeitsmarktsegment ist die ‚Ethisierung‘ ein geradehin klassisches Merkmal von Professionen (vgl. etwa Hesse 1969; Abbott 1983; Hodson/Sullivan 1990; Banks 2001; Miege 2003; Sander 2008). Wenn nun beispielsweise der Hippokratische Eid in der Medizin als deren grundlegender professioneller Habitus bezeichnet wird, scheint hier eine gewisse Deckungsgleichheit vorzuliegen (vgl. Becker-Lenz/Müller 2009). Bernhard Koring (1989) entwirft gar einen weiteren Abstraktionsgrad und verortet den Habitus als Teil der internalisierten Selbstkontrolle *neben* dem Ethos. Zusätzliche Selbstkontrollen bestünden in diesem Rahmen aus den Professionskollegen (personale Selbstkontrolle) und der Standesorganisation (organisierte Selbstkontrolle).

Unabhängig von der zu verzeichnenden Konfusion bezüglich der inhaltlichen Grenzen des professionellen Habitus mangelt es beinahe allen solchen

⁷ Zur Abweichung des Zugangs auf dasselbe Problem je nach Profession bzw. Ausbildung vgl. etwa Portele (1985), zum Einfluss des Studienfachs auf die Habitusentwicklung vgl. Bülow-Schramm/Gerlof (2004).

⁸ Zu einem ähnlichen Schluss von einer anderen Warte aus gelangen Wiltrud Gieseke (1988; 1989) und Ulrike Nagel (1997): Obwohl sie dem Konzept des professionellen Habitus aufgeschlossener gegenüberstehen, kommen sie in unterschiedlicher Ausdrücklichkeit zu dem Ergebnis, dass die Ausbildung zumindest keinen fundamentalen Einfluss auf den lange zuvor geformten Habitus besitzt.

Explikationen in einem entscheidenden Punkt: Es wird schlicht verkannt, dass der Habitus ein größtenteils – bzw. zunächst einmal – *unbewusster* Generator von Bedeutung (im weiteren Sinne) sowie in Bourdieuscher Lesart auch Handlungsschemata ist. Bezeichnenderweise versteht Koring (1989, 74) ihn als Form kulturellen Kapitals – also einer Handlungsressource!

Zudem entsteht partiell der Eindruck, dass Habitus eher im Sinne einer Habitualisierung, also einer Gewöhnung an bestehende Berufsnormen verwendet wird. So oszilliert der professionelle Habitus uneindeutig – nicht nur diskursiv betrachtet, sondern durchaus auch bei den einzelnen Autoren selbst – zwischen dem beruflichen Erfahrungsschatz im Umgang mit dem konfrontierten Einzelfall, routinisierten Problemlösungsgerüsten und berufsethischen Codes; zusammenfassend also eine Gemengelage aus Elementen des professionellen Stils, der professionellen Inszenierung sowie der Fach- und Berufskultur.

Legt man den Bourdieuschen Begriffskanon zugrunde, ist der professionelle Habitus wohl am ehesten unter den berufsspezifischen Feldregeln sowie auf den Professionellen bezogen in der Anpassung an diese im Verlauf der Berufsausbildung bei steigender Berufserfahrung zu subsumieren (vgl. ähnlich Gieseke 1988). Ein ‚funktionierender‘ professioneller Habitus des Professionellen tritt dem Klienten also als eine Art oberflächlich-feldkonformes Verhalten gegenüber, welches jener als professionseigen und (im Normalfall) vertrauens- sowie reputationswürdig einstuft.

Dabei spielt der Habitus des Professionellen durchaus eine Rolle: Bestritten wird hier ja keineswegs eine steigende Habitus-Feld-Konvergenz durch einen längeren Aufenthalt im spezifischen beruflichen Feld. Entscheidend ist aber, 1) wie ‚feldnah‘ der Professionelle sozialisiert wurde, also ob er die Feldregeln als quasi-natürliche unhinterfragt ‚bedienen‘ kann, und 2) wie lange er braucht, um diese Feldregeln zu internalisieren, sollte es sich bei ihm beispielsweise um einen Aufsteiger oder Quereinsteiger handeln. Gerade eine solche Kontextabhängigkeit fehlt dem Konzept des professionellen Habitus (dies wurde auch aus anderer Perspektive kritisch angemerkt, vgl. etwa Nadai/Sommerfeld 2005).

Insofern wird hier dafür plädiert, auf diese verwirrende Bezeichnung komplett zu verzichten.⁹ Am ehesten erschiene noch die ‚dynamischere‘ Verwendung von Willem Schinkel und Mirko Noordegraaf (2011) legitim, die im *professional habitus* den Zusammenhang zwischen den spezifischen (Sub-)

⁹ Selbst sich an Bourdieu orientierende Untersuchungen unterliegen bei der Skizzierung eines professionellen Habitus dem Problem der partiell unklaren Abgrenzungen zu den Deutungsmustern (s.o.) oder dem beruflichen Feld, den Feldlogiken und deren Auswirkungen auf den Habitus (vgl. etwa für den sozialpsychiatrischen Habitus Pfefferer-Wolf 1999).

Habitussensibilität

Eine neue Anforderung an professionelles Handeln

Sander, T. (Hrsg.)

2014, VI, 316 S. 10 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-06886-8